

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 192.

Freitag, 18. August.

1916.

(12. Fortsetzung.)

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Käte van Deeler.

(Nachdruck verboten.)

„Ja wohl, wenn sie einen anrumpen will!“
„Aber, Fritzchen, unterbrich mich doch nicht immer. Also weiter: „Dein hartes Gebot, das Du mir vor langen Jahren auferlegtest, als Du mir eine kleine Unterstützung zuteil werden liehest —“

„Kleine Unterstützung! Mineken, det is jut! Wo sie mir beinah' ausgepowert hat!“

„Fritzchen, jetzt les' ich allein für mich, wenn du nicht ruhig zuhören kannst.“

„Nee, lies man laut! Ich trink' meinen Kaffee!“

Frau Minchen fuhr fort: „Hat schwer auf meinem Herzen geruht und mich so bitt' gekränkt, daß ich nie mehr an Dich schreiben wollte. Aber die Jahre mildern alles, lassen alles ersterben, nur nicht die Gefühle einer treuen Schwesterseele —“

„Schwesterseele, — Bumpjerie stimmt besser. Nee, nee, Mineken, ich bin schon still, lies man weiter.“

„Und so komme ich heute zu Dir, um Dir wieder die Hand zu bieten und eine neue Verbindungsbrücke zwischen unseren Herzen zu schlagen. Laß Dir erzählen, wie das Leben über mich hingegangen ist, seitdem mein teurer, edler Georg mich damals für ewig verließ.“

Fritz Riedel prustete in seine Tasse bei Erwähnung des teuren, edlen Georgs, aber seine Frau ließ sich nicht unterbrechen. Ihr gefiel der Brief. Das über-schwängliche Pathos, die übertriebene, schwülstige Ausdrucksweise imponierte ihr. Das klang alles anders, wie sie und ihre Umgebung sprach, es las sich wie ein Roman und damit war ihr Interesse geweckt.

„Es war schwer für mich arm, all-instehende und damals noch junge und schöne Witwe, meinen Weg vorwärts zu gehen. Aber trotz aller Anfechtungen bin ich ihn gegangen, meiner Kinder halber. Und stolz blide ich heute, da sie blühend, schön und tüchtig aufgewachsen sind, auf seine Schwierigkeiten zurück. Ach, geliebter Bruder, wir sind von der reichen Schar nur drei geblieben, aber was für Kinder sind das auch! Zuerst meine Julia. Sie ist versorgt, da sie bei einem edlen und gütigen alten Herrn eine geachtete und angenehme Stellung als dame d'honneur hat —“

„Um, hm, — das is so was wie 'ne Ehrendam! Na, junge Mädchens bei jütigen, alten Herren — da is es mit die Ehre nich immer weit her!“

„Aber, Fritzchen, wie kann man so etwas sagen! Denk doch man bloß, daß es das Kind deiner eignen Schwester ist!“

„Eben darum, Mineken. Na, ich will aber nichts je-sagt haben. Lies man weiter.“

„Dann kommt mein Alfons, mein Stolz, mein stätlicher braver, schöner Sohn, der geboren ist, um oom Glück umspielt auf goldgepflasterten Pfaden zu wandeln und der sich mühsam durchschlagen muß in einem gewöhnlichen Infanterieregiment, er, ein Freiherr von Viebermann, der die Fierde eines Gardelavallerieregiments sein würde. Ja, das Schicksal teilt seine Lose nicht gerecht aus! Mein Alfons ist im Kadettenkorps erzogen, natürlich, wie sollte ich arme, hungernde Witwe

ihn sonst erziehen? Er hat den Charakter eines Gel-den und trägt seine schlichte Infanterieuniform wie einen Königspurpur, hungert sich durch, wie seine Mutter es einst tat und geht seinen schweren Weg wie ein Spartaner!“

„Tottelen, was tut der edle Jüngling noch mehr? Königspurpur un Spartaner! Det muß 'n wahres Monstrum sein, Mineken!“

„Spotte nicht, Fritzchen! Mich hat das orndtlich ergriffen. Du mußt man das Mutterherz drin schlagen hören. Wenn man so 'nen Sohn hat und der ist bloß Infanterist und hungert —“

Frau Minchen war wirklich bewegt. Die Schwägerin Freifrau traf den Ton, auf den ihre Seele gestimmt war. Geblendet sah sie auf das Romanschicksal dieser edlen, vornehmen Familie und vergessen war alles, was ihr Fritzchen in früheren Jahren weniger Edles und Bornehmes von ihr erzählt hatte.

„Na, Mineken, Infant'rieleutnant is nich jerade so was wie Stallknecht oder Straßenkehrer. — is noch ganz anständig. Und was das Hungern anbetrifft, — na, na —“

„Red' nicht immer dazwischen, Fritzchen! Wo bin ich denn steh'n geblieben?“

„Beim purpurnen, hungernden Spartaner.“

„Richtig. — „Und dann kommt meine Jüngste, mein Märchenkind, meine Ludovika, und um derentwillen, geliebter Bruder, ist es, daß ich die Feder in die Hand genommen habe und mich an Dich wende.“

„Nu kommt's, Mineken, de Bombe plakt gleich. Det Märchenkind will se uns anschummeln, — verstehst'e mi?“

Frau Minchen hörte nichts mehr. Märchenkind, — das Wort saß. Weiter, nur weiter lesen, ihr Interesse brannte.

„Ludovika ist schön wie ein Traum, zu schön für ein armes Mädchen. Ich kann sie in diesem Sünden-babel, in der Großstadt Berlin, nicht allein über die Straße gehen lassen, ohne sie Anfechtungen anzusehen. Mein Kind wird von den Männern umschwärmt wie die Rose von den Schmetterlingen. Aber sie ist arm, ebenso arm wie schön und davor erlahmen die soliden Absichten, man naht ihrer blütenweißen Unschuld mit den verwerflichsten Gedanken. Meine Ludovika ist wie eine Blume, ihr Kinderhinn versteht nicht das Gift, das man über ihre Unschuld gießen will. Aber ich, ihre Mutter, ich sehe und höre. Bis jetzt konnte ich sie auch be-schützen. Aber nun stehe ich zitternd fast am Ende meiner Macht. Ein junger Prinz verfolgt Ludovika mit seiner Leidenschaft. Er hat mir hohe Summe, ge-boten für ihren Besitz —“

„Das ist ja 'ne saub're Feschichte. Man jut, daß ich ihr nich jlaube. Wenn es wirklich hohe Summen wären —“

Erschreckt besann sich der Bruder der hochmoralischen Freifrau. Weinade hätte er gesagt, daß, wenn seiner lieben Schwester wirklich hohe Summen geboten wären,

ihre sittliche Entrüstung die Segel gestrichen und sie das reine Märchenkind geopfert hätte. Aber vielleicht beurteilte er die Male auch zu hart. Die Jahre ändern viel und eine Mutter geht mit ihrem Kinde andere Wege, als sie selbst ging. „Na, man weiter, — nun kommt gleich der Knalleffekt, bis zu dem ich lese!“

„Für ihren Besitz. Du kennst mich, geliebter Bruder, — ich habe sie natürlich stolz zurückgewiesen. Aber er läßt nicht nach, er umspinnt und verfolgt mein armes Kind nach wie vor. Fritz, einziger, teurer Bruder, rette Du meine Ludovika, nimm sie zu Dir! Wenigstens für eine Zeitlang, daß sie seinen Blicken und Nachstellungen entzogen wird.“

„Na, siehste, Mineken, da haben wir's! Wat sagst'e nu? Soll'n wir uns die halbe Prinzenjoliebe auf'n Hals nehmen, damit sie uns hier alle Männer verrückt macht? Ree, da hat die gute Male sich verrechnet! So scharf schießen die Preußen nicht! Wir sind kein Asyl für —“

„Nu hör' mal auf, Fritzchen. Ganz blind und toll red'st du. Was kann das arme Mädchen dafür, daß so'n unanständiger Prinz ihr unanständig'ge Anträge macht? Mitleid muß man mit so 'nem armen, verfolgten Kind haben und helfen muß man ihr. Das ist nicht nur Verwandten-, das ist Menschenpflicht! Diesmal fordert deine Schwester nichts Unbill'ges. Das ist das Geringste, was wir tun können.“

Frau Minchen war innerlich Feuer und Flamme. Alles an ihr behte der schönen, vornehmen Richte, um die sogar ein Prinz sich bemühte, entgegen. Ob der Prinz das nun so oder so tat, das war seine Sache. Man konnte ihn verachten, aber ein Prinz blieb er doch und Ludovika eine Märchenschönheit. Das war endlich, wonach sie sich ihr Leben lang gesehnt hatte, die Schönheit und das Romantischkal. Auf dem Präsentierbrett wurde es ihr geboten und sie sollte nicht zugreifen?

„Mineken, besinn di! Es ist meine Verwandtschaft, aber 'ne Lumpenbagage bleibt's. Von all den schönen Worten, die die Male da schreibt, glaub' ich nicht den zehnten Teil! Und wenn wir die eine mal erst auf'm Hals hab'n, denn kommen die annern ganz von selbst nach! Übersej das mal! Vorsicht is am Platz!“

Frau Minchen hatte, ohne auf ihres Mannes Rede zu hören, still für sich weiter gelesen. Jetzt stieß sie einen leisen, freudigen Ruf aus und sah mit strahlendem Gesicht zu ihm auf.

„Sei still, Fritzchen, — da ist nichts mehr zu überlegen. Hör' man zu, wie's weiter kommt! — „Ich kenne Dich, mein edler Bruder. Du wirst mir Deine Hilfe nicht versagen. Es ist ja auch nur eine Kleinigkeit, um die ich bitte, Ludovika wird Euch die Sonne und die Schönheit in das Haus tragen; eigentlich ist es ein Geschenk, das ich Euch mache, Dir und meiner lieben, leider unbekannten Schwägerin, und daher frage ich nicht viel; die Gefahr drängt, — ich schicke Euch mein holdes Kind, gleich diesem Brief nachfolgend. Sie kommt, wie sie geht und steht. Es bleibt mir keine Zeit, die arme, zitternde Blume noch auszustatten, wie es Eurer würdig wäre. Es fehlen mir auch die Mittel dazu. Ihr seid ja reich, Ihr werdet gewiß gerne für alles sorgen. Es ist eine Lust, ein Mädchen wie Ludovika zu kleiden und zu schmücken, glaubt es mir. Sie fährt heute nacht um 12 Uhr 30 von hier ab und trifft morgen mittag um 2 Uhr 25 in Königsberg ein. Empfangt sie dort glütig und sendet mir gleich telegraphisch Nachricht, ob mein Engel auch gut angekommen ist. Ich verliere weiter keine Worte, ich danke Euch nur und segne Euch für das, was Ihr meinem Kinde tut. In ewiger Liebe und Treue Deine Schwester Amalia, Freifrau von Viebermann.“

„Was sagst du nun, Fritzchen?“

Er saß wie versteinert. Mit keinem Wort hatte er seine Frau mehr unterbrochen, die Tassachen hatten ihn überwältigt. Sie schickte ihm das Mädchen einfach ins Haus. Welchete es gerade nur an, wartete keine Er- laubnis. keine Antwort ab --!

„Da schlag' doch ein heil'jes Kreuzdonnerwetter drein!“ tobte er jetzt endlich los. „Zurückgeschickt wird das Frauenzimmer, gleich wieder in die Eisenbahn gesetzt und dann kann sie retour jondeln zu ihrer verrückten Mutter, die ihr 'n Königsputz umhängen und sie als Spartaner fristern kann!“

„Fritzchen, sei doch nicht so borstig, laß vernünftig mit dir reden! Trink dein Kaffeechen aus, damit es nicht kalt wird, und hör' zu. Sieh mal, Fritzchen, das wär' unmenschlich, wenn du das arme Ding gleich wieder zurückschicktest, das geht nicht. Laß man nach Tisch den Wagen anspannen, weißt du, den neuen, guten, und dann fährst du und holst sie ab und bringst sie her und dann seh'n wir weiter. Hier, Fritzchen, noch ein Gapschen Strikel. Den hat die Fränze schon gebaden, und er ist ihr geraten.“

„Na siehst'e, — 'ne Gey' Weiberwolf haben wir schon auf'm Hals und sollen uns immer noch mehr aufladen. Ree, Mineken —“

„Fritzchen, red' nicht. Es geht g'rad jetzt ganz gut. Fräulein Marie ist doch nun fort und ihr Zimmer steht unbenuzt. Ordentlich eingerichtet ist es. Vielleicht, daß man es noch 'n bißchen ausputzt, denn wer weiß, wie die Ludovika es gewöhnt ist?“

„Nicht is se gewöhnt. Du hörst ja, die stolze Familie hungert und uns will die edle Freifrau erlauben, ihr Märchenkind auszustatten. Wo wir schon zwei ei'ne Märchenkinder auszustatten haben, — verstehst'e mi?“

„Fritzchen, kommt man über'n Hund, kommt man über'n Schwanz. Das bißchen, was so'n junges Mädchen braucht, werden wir doch wohl noch aufbringen.“

„Gaha! 'n Duzend so 'ne Krabben können wir ausstatten, meinstweilen in Königsputz, ohne uns Schaden zu tun, Mineken. Wir haben's dazu, — verstehst'e mi?“

„Na, siehst du, Fritzchen! Mach' also keine Sperenzchens. Was kann denn das arme Kind dafür, wenn die Mutter unverschämt ist? Und schließlich sind es doch deine Verwandten. Und da hat sie recht, Blutsbande reißen nie —“

„Ree, nee, wenn se auch im Schleiertuch lesejen haben! Gaha! überspannt! — Na, Mineken, in manchem hat se ja recht, man bloß, daß uns nicht die ganze Bajage auf'n Hals kommt! Ich hab' 'ne Seidenangst!“

„Man soll auch nicht den Teufel an die Wand malen, Fritzchen, und sich nicht ängst'gen um alles, was sein könnt. Laß sie man kommen und hol' sie ab. Herrjeh, — wie wirst du sie aber erkennen?“

„Weiß ich nicht! Is ihre Sach — laß se man suchen“, brummte Vater Fritz, aber sein Widerstand war doch gebrochen. Er sah auch ein, daß vorläufig nichts anderes zu tun sei, als die Richte aufzunehmen. Vor allen Dingen, weil sein Minchen so veressen darauf schien. Eine kleine Entschädigung für den noch nicht ganz verwundenen Verlobungskummer war er ihr doch schuldig und jetzt gerade nach der Verlobung fielen bei dieser die bösesten Gefahren fort. Wenn Eugen noch frei gewesen wäre, hätte er sich mit Händen und Füßen gegen diesen Besuch gestraußt, denn wenn der Jung' auch noch so'n Schlappschwanz war, aber vor einem schönen Frauenzimmer hätte doch das Erbteil des mütterlichen Blutes, die Schönheitsmanie, aufzuwachen und Unheil stiften können. Jetzt, wo Eugen festgelegt war, ließ sich die Geschichte eher wagen. Und außerdem, wenn er die Ludovika auch momentan aufnehmen mußte, so konnte er sie ja jeden Augenblick wieder zurückschicken. Wenn nicht anders, mit Kostenaufwand. Wieder mal einen Griff in den Beutel. Er konnte es sich leisten, er hatte es dazu!

(Fortsetzung folgt.)



Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn,
Und laß nicht immer Neues an,
Was du dir wohl hast vorgesetzt,
Dabei beharre bis zuletzt.

Reinold.

Blühende Heide.

Von Dr. J. Stanzel.

„Wie purpurschimmernd blühet
Das junge Heidekraut!
Schön wie die Wange glühet
Am Hochzeitstag der Braut.“

So singt Heinrich Hoffmann v. Fallersleben, der unsterbliche Dichter unseres Nationalliedes „Deutschland, Deutschland über alles“, von der lieblichen Tochter der Heide. Gleich vielen anderen deutschen Dichtern hat auch dieser Sänger die zarte, bescheidene Blüte zu seiner Lieblingsblume erkoren. Er stammte ja aus der Heidegegend; sein Geburtsort Fallersleben liegt am Rand der Lüneburger Heide. Als er 1819 in Bonn studierte, nannten ihn seine dortigen Studiengenossen „das Heideblümchen“, zunächst deswegen, weil er ein Sohn der Heide war, dann aber auch wegen seines träumerischen sinnigen Wesens. Im Alter von 54 Jahren dichtete er eines seiner schönsten Lieder, das dem Lob des Blümchens auf der Heide gewidmet war. Es lautet:

„So viel der Mai auch Blümlein baut
Du Trost und Augenweide,
Ich weiß nur eins, das mich erfreut:
Das Blümlein auf der Heide!“

„Ich seh' vergürnen und verblüh'n
Die Welt im Frühlingsfeste,
Du aber bleibst mein Immergrün,
Du Blümlein auf der Heide!“

„Kein Winter kann, o Blümlein,
Dir je was tun zu Leide —
Ich schloß dich in mein Herz hinein,
Du Blümlein auf der Heide!“

Dieses wunderschöne Gedicht hatte für den Dichter noch eine besondere Bedeutung; es feierte gleichzeitig seine junge, von ihm über alles geliebte Gattin, die er erst in vorgerückteren Jahren heimführen konnte, und die gleich ihm das Blümlein auf der Heide zu ihrer Lieblingsblume erkoren hatte.

Das Heidekraut war auch die Lieblingsblume des Fürsten Bismarck. In den Briefen, die er an seine Braut und Gattin gerichtet hat, finden sich viele Anspielungen auf die liebliche Tochter der Heide. Bismarck war ein Feind alles Gemachten, alles äußeren Prunks und leeren Scheins, deswegen übte keine noch so prächtige Blume des Gartens auf ihn die gleiche Wirkung aus wie die schlichte Heide. Auch in der stolzen Pflanzenpracht des Südens dachte er mit besonderer Innigkeit an seine einfache Lieblingsblume. Und wenn im späteren Alter Erinnerungen an die goldene Kindheit in ihm auftauchten, da war ihm, wie er einmal bemerkt hat, immer zu Rute wie „Heidekraut und Wiesenblumen“. Die schlichte, prunklose Tochter der Heide war auch der Liebling Jean Jacques Rousseaus. Dem Freund unberührter Natur war das einfache Blümchen, das ungepflegt aus dem dünnen Heideboden emporsprießt, die Verkörperung seines Ideals. Die Schönheit der Heide, die früher gänzlich unbeachtet geblieben war, nimmt auch in den Schilderungen unserer neueren Dichter einen breiten Raum ein. Theodor Storm, Detlev von Liliencron, Gustav Halle, Almers, Jensen, Fressen und viele andere preisen in ihren Dichtungen die rosig schimmernde Heide und wissen der Heidelandschaft immer wieder neue Reize abzugewinnen.

Der Botaniker und der sachkundige Hüter und Pfleger des Waldes, der Forstmann, werden sich oft dem Zauber einer blühenden Heidelandschaft nicht entziehen können, wenn auch freilich gleichzeitig andere für die liebliche Tochter der Heide weniger freundliche Empfindungen in ihnen lebendig werden. Sie wissen es, daß vielfach da, wo jetzt ein zarter Teppich der blühenden Heide in weitenweiter Ausdehnung den Boden bedeckt, einst herrliche Wälder standen. Das kleine unscheinbare Heidekraut hat sie besiegt; dieser schlichte Zwergstrauch mit den rosigen, wunderbaren Blütenähren hat selbst die stämmigsten, jahrhunderte alten Eichen gefällt und einen hochragenden Wald gar oft zum üben Heidefeld verwandelt. Der Forstmann weiß, daß überall da, wo sich das Heidekraut festsetzt, das Leben der meisten Baumarten, und insbesondere der Eichen und Buchen, ja sogar der Fichten auf das ernsteste bedroht ist. Nordische Naturforscher erzählen wehmütig, daß

einst herrliche Eichenhorste dort schatteten, wo heute auf rotbrauner Heide Mittagsgespenster ziehen. Der bekannte botanische Schriftsteller H. Francé schreibt in seinen „Bildern aus dem Leben des Waldes“ über diesen merkwürdigen Kampf des Heidekrauts gegen die Waldbäume: „Das zierliche, rotviolette Glöckchen der Heide kann mit Erfolg den Kampf gegen den schönsten Hochwald aufnehmen. Es begünstigt die „Verrohung“ des Bodens, es fühlt sich außerordentlich wohl auf saurer Erde, darum weicht es nicht mehr, wo es sich einmal eingenistet hat. Jeden August wirft es ein paar Blütenbüschel mehr über das Gefild, mit lieblich rosigen Schimmern durchsetzt es den Waldbrand, und auf einmal beginnen die von ihm umherzten Bäume zu kränkeln. In Dänemark, im deutschen Nordwesten, dringt so die Heide auf Kosten der Wälder vor. Namentlich die edelverwöhnte Eiche erträgt die Versauerung des Bodens nicht. Wegen einen geschlossenen Eichenwald kommt zwar der kleine Angreifer nicht an, aber wehe dem Wald, wenn menschlicher Unverstand ihn unvorsichtig schwächt!“

Überall da, wo der Forstmann neue Forstkulturen anlegt, ist er auf das eifrigste darauf bedacht, das Unkraut, wie er das Heidekraut nennt, auszurotten. Da aber die Ausrottung überaus großen Schwierigkeiten begegnet, so ist begreiflicherweise der Forstmann auf die „liebliche Tochter der Heide“ nicht gut zu sprechen. Sein Verhältnis zu ihr ist wie das des tüchtigen Landwirts zur Kornblume. Auch diese, die liebliche, schöne Pflanze, ist ein besonderer Liebling der Dichter, der Landmann aber haßt sie als verderbliches Unkraut und setzt seinen ganzen Ehrgeiz darin, seine Getreidefelder von dem lästigen Eindringling zu befreien. Aber während die Kornblume nicht den geringsten volkswirtschaftlichen Nutzen gewährt, ist das Heidekraut doch von einigem wirtschaftlichen Wert. Den größten Vorteil hat von der blühenden Heide die Bienenzucht. Mit Beginn ihrer Blütezeit schafft der Imker seine Bienenstöcke in die rottschimmernde Heide, und Tausende und Abertausende von fleißigen Bienen sammeln den süßen Nektar der Blüten, die sehr honigreich sind. Der helle und klare Heidehonig ist der beste und bekömmlichste Honig und übertrifft an Wohlgeschmack sogar den Lindenhonig. Auch die Höfen des Schmieds in Altita waren einst mit duftender Heide überzogen; aus ihren Blüten bereiteten die Bienen den berühmten Honig für Zeus, der allein für würdig befunden wurde, auf der Tafel der Götter zu erscheinen. Den anspruchslosen Heideschafen, den Heidschuden — die also kein die Lüneburger Heide bewohnender wilder Volkstamm sind, wie einst ein Franzose in einem Buch über Deutschland behauptet hat —, dient das Kraut als Nahrung, und den Heidebewohnern nützt es als Streu und Dünger. In dem gegenwärtigen Weltkrieg sind Hunderte von Wagonladungen mit Heidekraut aus der Heide nach anderen Gegenden unseres Vaterlandes gewandert, um hier einen willkommenen Ersatz für das mangelnde Heu und Stroh abzugeben. Das feingemahlene Heidekrautmehl bildet einen sehr brauchbaren Zusatz zum Viehfutter. So hat also auch die liebliche Tochter der Heide das Ihrige dazu beigetragen, um uns das Durchhalten in dieser Kriegszeit zu ermöglichen.

In manchen Gegenden unseres Vaterlandes führt das Heidekraut den hübschen Namen Immerschönkraut; weniger poetisch ist freilich sein botanischer Name *Calluna vulgaris*, der in deutscher Übersetzung so viel wie „gemeine Besenheide“ besagt. Das Wort *Calluna* ist vom griechischen Wort *kalhnein* (ausfegen) abgeleitet; man fertigt, wie bekannt, aus dem dünnen Kraut kleine Handbesen an, und so trifft man auch vielfach auf die Benennung Besenheide. Besondere Abarten von ihr sind die Sumpfsheide (*Erica tetralix*) mit roten Blütenolden, die eine Charakterform der nordwestdeutschen Moore darstellt, und die in Südwesteuropa, Nordafrika und auf den Kanaren heimische Baumheide (*Erica arborea*), die 1 bis 2 Meter hoch wird und deren rotes Wurzelholz — Röhreholz genannt — vielfach zu Schnitz- und Dreharbeiten verwendet wird. Von den Ericaceen kennt man ungefähr 420 Arten, von denen die meisten im Kaukasus heimisch sind. Einige von diesen werden bei uns als Biersträucher gezogen, wie die *Erica carnea*, ein etwa fußhoher Strauch, der schon im Februar seine lichtroten Glöckchen entfaltet, die blutrot blühende *Erica ciliaris*, die purpurrot im Herbst erblühende *Erica cinerena*, die bis 1½ Fuß hoch wird und von der es mehrere Abarten in Weiß und Scharlachrot gibt.

Aus der Kriegszeit.

Das Leben im U-Boot. Von einem Teilnehmer an einer U-Boot-Fahrt wird uns geschrieben: Bekannt ist es ja, daß das Hauptmerkmal des U-Boot-Lebens die Enge ist. Wenn man aber einige Zeit darin haust, erscheint einem das gar nicht mehr so schlimm. Im allgemeinen dürfte ein mittelmäßig großer Unterstand freilich bedeutend geräumiger sein als der Raum, der hier einem Duzend Menschen als Schlaf- und Wohnraum, als Feldküche und außerdem noch als Torpedoraum dient. Daneben nur durch einen Vorhang davon getrennt, liegt der Wohnraum der Offiziere, etwa 2 Meter lang und nicht ganz so hoch, gerade so breit, daß zwischen den beiden Schlafsofas ein Tisch Platz findet. Soweit also ganz bequem für diese drei Herren, nur müssen sie sich's gefallen lassen, daß jeder von uns, der in den Maschinenraum will, bei ihnen durchgeht und ihnen auf den Pedalen herumtrampelt. Und das mit den schweren Seetiefeln, die wir hier ständig tragen! Aber daran gewöhnt man sich. Im Boot herrscht natürlich keineswegs stets eine vorzügliche Luft. Es läßt sich Petroleum-, Schmieröl- und etwas Benzingeruch feststellen, abgesehen von diesen Beimengungen aber ist die Luft ziemlich rein. Manchmal ist sie freilich etwas dicklich, man könnte sie ganz gut in Stücke schneiden und einem anderen an den Kopf werfen, aber das wäre gegen die Kameradschaft, das tun wir nicht. Das Essen ist im allgemeinen sehr gut und wäre noch besser, wenn es keinen Alarm gäbe. Alarm heißt: alle Mann auf Tauchstationen. Und dieser Alarm hat die schon von Fr. Th. Vischer gewürdigte Tüde des Objektes in vollstem Maße. Mit Vorliebe kommt er mittags, wenn man gerade essen will. Tränenden Auges sieht man den dampfenden Hammelfloß, oder was es sonst für Herrlichkeiten gibt, kalt und immer kälter werden; wenn er die größtmögliche Annäherung an den absoluten Nullpunkt, die praktisch zu erreichen ist, erreicht hat, dann kann man gewöhnlich essen. Gerne kommt der Alarm auch zu Zeiten, wenn man im tiefsten Schlafe liegt, dann rattern die Klingeln los, und automatisch springt man aus der Koje auf seine Tauchstation. Das Schlafen ist ja auch eine sehr nützliche Beschäftigung, insofern, als man dabei nicht friert, denn im Wohnraum ist es oft sehr kalt. Zwar hat jeder Mann seine elektrischen Heizkörper, aber sie werden vorsichtshalber gerne auf der Werft abgegeben, erstens sind sie dort vollkommen sicher vor Beschädigungen, und zweitens verbrauchen sie keinen Strom. Wer friert, kann ja in den Maschinenraum gehen, dort ist es meist warm genug, genügt das noch nicht, so kann er sich auf den Dieselmotor setzen und den Indikatorbahn öffnen, die 15 Zentimeter lang herausschlagende Stichflamme wird ihm schon genügend einheizen. . . . Daran, daß man tage- und wochenlang nicht aus dem Zeug herauskommt, und sich nur noch in der Erinnerung wäscht, gewöhnt man sich schließlich, weniger angenehm ist es, daß man die ganze Zeit über dem blauen Zeug auch noch das Lederzeug tragen muß. Das haben die Militärsoldaten nicht nötig, und das macht sehr viel aus. Am Ende einer langen Fernunternehmung hat man dann auf allen sichtbaren Körperteilen so eine dicke Dredfetttschmiere, in die man ganz bequem Schühengräben bauen könnte. Dabei verliert man aber durchaus nicht seinen Appetit. Das Leben in den wachfreien Stunden ist recht vergnügt, der Summer geht uns so bald nicht aus, ebenso wenig wie das Grammophon aufhört zu spielen. Wenn das Boot ausgetaucht fährt, geht man gerne an Deck, um sich den Seewind um die Ohren pfeifen zu lassen, der besorgt das gewöhnlich so energisch, daß man froh ist, wenn man wieder runter kommt. Man freut sich, wenn man in den Hafen kommt, und freut sich, wenn man wieder ausläuft, weil man doch immer wieder hofft, daß einem was vors Rohr kommt. Dann ist doch die Mühe nicht umsonst gewesen ist. (Zens. Wn.)

Eintrittsgeld für das französische Kriegsgebiet. Bekanntlich beschäftigt sich die französische Presse schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken, daß in den ersten Monaten der künftigen Friedenszeit sensationslüsterne neutrale Ausländer, ganz besonders die Amerikaner, in hellen Scharen nach Frankreich eilen würden, um die berühmten Örtlichkeiten, die von der zerstörenden Wirkung des Krieges heimgesucht wurden, zu besichtigen. Die Häufigkeit, mit der Erörterungen hierüber

gepflogen werden, ließ immer deutlicher vermuten, daß hier wieder einmal der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Die Logik der Franzosen geht nämlich dahin, daß eine derartige auf die reichen Fremden ausgeübte Anziehungskraft das Reiseleben schnell wieder zu beleben und eine Menge Geld ins Land bringen dürfte. Darum werden heute schon — vorläufig allerdings noch rein theoretisch — Vorkehrungen für diesen zu erwartenden Fremdenstrom getroffen. So beabsichtigt u. a. der französische Touring Club, nach Friedensschluß im heutigen Frontgebiet Zeltlager zur Aufnahme der Gäste zu errichten. Eine ganz neue Seite jedoch weiß der Angelegenheit nunmehr die Zeitung „L'Œuvre“ abzugewinnen, die die Sache vom rein geschäftlichen Standpunkt betrachtet: „Die Reisenden“, sagt das Blatt, „die aus fernen Ländern kommen werden, um wenigstens hinterdrein durch den Anblick der heimgesuchten Gebiete ihr Sensationsbedürfnis zu befriedigen, sollen dazu beitragen, die betreffenden verarmten Landstriche wieder in ihrer früheren Wohlhabenheit herzustellen. Kurz gesagt — jeder Fremde, der ein zerstörtes Dorf besuchen will, sollte hierfür vorher eine bestimmte Summe entrichten. Wir sind der Ansicht, daß die Touristen in frommer Willfährigkeit dieses Geld bezahlen würden, das dann den Einwohnern des betreffenden Ortes überwiesen werden könnte. Sicherlich werden die Amerikaner, die nach dem Kriege Frankreichs Wunden betrachten wollen, es als stolze Pflicht erkennen, für den Besuch der Schlachtfelder in dieser Form ihren Dank abzustatten.“ Man muß es dem „L'Œuvre“ lassen, daß die Idee des Eintrittsgeldes für das Kriegsgebiet alle bisherigen finanzwissenschaftlichen Kopfsprünge von Seiten der Alliierten noch um ein gutes Maß übertrifft.

London im dritten Kriegssommer. „Langsam aber stetig“, so schreibt die „Times“ in einer Betrachtung über die Einwirkungen des Krieges auf das Leben im britischen Inselreich, „hat auch London sich in dieser Zeit der großen Veränderungen umwandeln müssen. Wenn wir heute im dritten Kriegssommer zurückblicken, sehen wir mit Staunen, daß auch wir uns in dieser Beziehung nicht gleichmütig zu verhalten vermochten. Zur Zeit des Kriegsbeginns waren die neuen Erscheinungen hauptsächlich äußerlicher Natur: die Straßen waren dunkel — so glaubten wir wenigstens — und überall erblickte man Männer in Kaskiniformen. Erst heute aber wissen wir, wie wirklich verdunkelte Straßen aussehen, und die Zahl der Soldaten in London ist so groß, daß kein Mensch überhaupt noch daran denkt, es sei jemals anders gewesen. Auch die Zivilisten in London gemahnen in diesem dritten Kriegssommer allesamt an den Krieg, da es auch unter den Nichtsoldaten kaum einen Mann gibt, dessen Arbeit im Dienste des Krieges nicht durch irgendwelche offizielle Armbinde oder ein sonstiges Abzeichen kenntlich gemacht ist. In der ersten Kriegszeit wurde die allgemeine Aufmerksamkeit durch die Rekrutierungsplakate auf sich gezogen, heute aber sind solche Reklamen überflüssig, da das Unerwartetste von allem geschehen ist: nämlich der allgemeine Dienstzwang für die Bürger Englands. Doch auch jetzt sind die Bäume und Häuserfronten mit Plakaten bedeckt — es sind Aufrufe, die in den verschiedenen Formen zur Sparsamkeit gemahnen. Der großen Veränderungen wird man sich gerade jetzt bewußt, zur Zeit, da sonst das glänzende und sorglos-fröhliche Treiben der Londoner „Season“ herrschte. In diesem Jahre gibt es keine wirkliche Saison mehr, es gibt keine Sommerblumen in den Gärten, da man die Erde zu praktischeren Zwecken verwendet, und auf den Landstraßen in der Umgebung Londons kann man nicht mehr die endlosen Kolonnen der Ausflügler in Automobilen erblicken. In der Stadt ist auch jetzt noch der Verkehr sehr groß, aber die privaten Kraftwagen sind fast gänzlich verschwunden. Und dann: nichts gemahnt in London so sehr an den Krieg, wie die ins Ungemessene wachsende Tätigkeit der Frauen. Wenn du in eine der Pferdebedroschen steigst, die neuerdings wieder aufgetaucht sind, so sitzt eine Frau auf dem Kutschbock; wenn du in ein Restaurant gehst, wirst du von einer Frau bedient; wenn du die Halle eines Hotels betrittst, wirst du von weiblichem Personal empfangen, und eine Frau fährt dich im Aufzug nach deinem Zimmer. Der Fremde wird finden, daß London zwar nicht direkt traurig, jedenfalls aber sehr ernst geworden ist. Manchmal fühlt man sich an die Zeit nach dem Tode der Königin Viktoria erinnert. Früh am Abend wird es still in den Straßen, und die Bezeichnung des ewig brausenden London hat sehr viel von ihrer Richtigkeit eingebüßt.“